Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

VOM LEBENSWERK RUDOLF STEINERS

Seitdem bei Rowohlt die von Johannes Hemleben besorgte Monographie über Rudolf Steiner im Februar dieses Jahres erschienen ist und einen großen Leserkreis gefunden hat, ist es überflüssig geworden, sich über Leben und Werk Steiners zu verbreiten. Zumal Hemlebens Arbeit sich durch ihre allseits anerkannte Objektivität auszeichnet[1].

«Die Zeit» (Hamburg) schreibt in einer Besprechung des Buches unter anderem: «Es handelt sich um ein Persönlichkeitsporträt von absoluter Objektivität, mit genauester Sachkenntnis entworfen Auch die verbindenden Zwischentexte des Herausgebers enthalten kein unverantwortliches Wort der billigen Überredung. Der Leser hat hier eine Möglichkeit sachlicher Unterrichtung über Wesen und Wollen eines der eminentesten Köpfe europäischer Geistesgeschichte. Natürlich wird er nur bis an den Punkt geführt, wo er selbst sich mit besseren Gründen als vor der Lektüre entscheiden kann, ob er sich auf Person und Sache genauer einlassen will oder nicht.»

Diese Objektivität hebt auch der «Tagesanzeiger» (Zürich) lobend hervor. Und wer das Steinersche Lebenswerk und die an ihn anschließende Sekundärliteratur genauer kennt, kann in das Lob nur einstimmen. Seither sieht man sich in der Lage, von dem Vielen absehen und unmittelbar auf das Eine, die Kernfrage eingehen zu können: Wie stellt sich Steiners Lebenswerk in die geistige Situation unseres Zeitalters?

Ein namhafter amerikanischer Journalist, Russel W. Davenport, gibt eine treffende Charakteristik dieser geistigen Situation der Gegenwart: «Auch die Denker der freien Welt haben etwa während des vergangenen Jahrhunderts sich ‚meta-wissenschaftlichen *' Spekulationen hingegeben, indem sie den verschiedensten ‚wissenschaftlichen' Anschauungen über den Menschen und die Natur Ausdruck verliehen. Wenn wir uns fragen, welche Anschauung dabei die weiteste Anerkennung fand, sehen wir uns zu etwas dem Engelsschen Materialismus sehr Ähnlichem gedrängt. Allerdings vermeiden natürlich die meisten Denker den Ausdruck ‚Materialismus' als solchen. Sie ziehen das Wort ‚Naturalismus' vor; sie sprechen nicht von materiellen, sondern von natürlichen Ursachen. Aber im Grunde ist ihre These dieselbe wie die von Engels: Das Universum (Weltall) ist aus Materie geschaffen durch die Wirkung von materiellen Gesetzen; und diese Gesetze führen ihrerseits dann schließlich zur Schaffung des Lebens, der Tiere und des Menschen. Die Idee, daß irgend eine ‚übernatürliche' Kraft oder Intelligenz im langen Prozeß der Schöpfung am Werk war, wird als primitiv, unwissenschaftlich und naiv beiseitegeschoben. Alles kann und muß in materiell-natürlichen Begriffen erklärt werden. Dieser Grundsatz ist zusammen mit seinem ausführlichen Spezifikationen in der Tat eine Art Dogma geworden: man kann ihn nicht ernsthaft in Frage stellen, ohne zu den Unvernünftigen, Ungebildeten oder irgendwie blind durch die Lehren der Kirche Voreingenommenen gezählt zu werden. Mit anderen Worten: die metawissenschaftliche Anschauung von

* Metawissenschaft im Sinn Davenports «wurzelt zwar in den experimentellen Grundlagen, ist aber eine philosophische Sinndeutung, die bis zur Metaphysik reicht» (S. 145).

Marx und Engels ist in weitem Ausmaß dieselbe wie die der westlichen Welt[2].»

Das heißt aber doch nichts anderes als: Der wissenschaftliche Materialismus und der dialektische Materialismus sind miteinander wesensverwandt. Ob sie auf demselben Ast gewachsen sind, oder ob der östliche vom westlichen abstammt, ist für diese Betrachtung ohne Belang.

Will man den so gefaßten Materialismus in rechter Weise würdigen, so muß man zunächst einmal anerkennen, daß er als *Methode*, um das in der Welt zu erforschen, was tot, leblos ist, das einzig Richtige darstellt.

Sobald er den Charakter der Methode aufgibt und den Anspruch erhebt, eine Weltanschauung zu begründen, beginnt die Problematik. Er muß, will er in sich konsequent sein, die Gebiete, zu denen er Zugang hat, die Materie, das Tote, als das Primäre anschauen, aus dem sowohl Leben wie Seele und Geist hervorgehen.

Bezeichnet man dieses entscheidende Moment einmal als «Primat der Materie», so kann man sagen: in der Anerkennung dieses Primats sind sich Ost und West einig.

Das ist von größter Tragweite: insbesondere für die Anschauung vom Menschen. Engels und Lenin ziehen die Konsequenzen:

«Die materielle, sinnlich wahrnehmbare Welt, zu der wir selber gehören, ist die einzige Realität... Unser Bewußtsein und Denken, so übersinnlich sie erscheinen mögen, sind das Produkt eines materiellen, körperlichen Organs, des Gehirns. Die Materie ist nicht das Produkt des Geistes, vielmehr ist der Geist selber lediglich das höchste Produkt der Materie» (Engels). Und Lenin spricht in demselben Sinne: «Materie ist das, was, indem es auf unsere Sinnesorgane einwirkt, Sinnesempfindungen hervorruft. Materie, Natur, das physikalische Sein ist das Primäre und Geist, Bewußtsein, Sinnesempfindung, das Seelische — das Sekundäre.»

Sie bringen damit nur in einer allgemeineren Formulierung vor, was Cabanis konkreter sagt: «Das Gehirn sondert Gedanken ab wie die Leber Galle, wie die Speicheldrüse Speichel usw.»

Wie von einem Blitz erleuchtet wird der ganze Fragenkomplex noch von einer anderen Seite her durch ein Wort von W. Heitler: «Jeder Versuch, die jetzige Wissenschaft zum Weltbild zu machen, muß zu einer Unterdrückung des Menschen führen — oder zu einer Art Schizophrenie (im populären Sinne des Wortes): Unsere Weltanschauung ist wissenschaftlich, das heißt mechanistisch-materialistisch — unser Leben aber ist das Gegenteil davon. Wir können nicht eine mechanistische Weltanschauung vertreten und gleichzeitig von Freiheit reden[3].»

In *Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung* heißt es auf S. 99: «Mein Vater stand offenbar unter dem Eindruck, die Psychiater hätten im Gehirn etwas entdeckt, was bewies, daß an der Stelle, wo der Geist sein sollte, ‚materia' vorhanden war und nichts ‚Luftartiges'. Damit stimmten verschiedene Mahnungen meines Vaters überein, ich solle, wenn ich Medizin studiere, ja kein Materialist werden. Für mich bedeutete aber seine Mahnung, ich solle ja nichts glauben, denn ich wußte, daß die Materialisten, genau wie die Theologen, an ihre Definitionen glaubten, und ich wußte auch, daß mein armer Vater einfach vom Regen in die Traufe gekommen war. Ich hatte erkannt, daß der mir immer hochgepriesene Glaube ihm diesen fatalen Streich gespielt hatte und nicht nur ihm, sondern den meisten gebildeten und ernsthaften Leuten, die ich kannte. Als die Erzsünde des Glaubens erschien mir die Tatsache, daß er der Erfahrung vorgriff. Woher wußten die Theologen, daß Gott absichtlich gewisse Dinge arrangiert hatte und gewisse andere ‚zuließ', und woher die Psychiater, daß die Materie die Eigenschaften des menschlichen Geistes besaß? Ich stand in keinerlei Gefahr, dem Materialismus zu verfallen, wohl aber mein Vater, was mir immer deutlicher wurde[4].»

Hier hat man es mit der gleichen Anschauung vom Menschen zu tun: Materie — aus der Leben, Seele und Geist hervorbrodeln. Wichtig ist das Motiv, das Jung in diesem Zusammenhang bringt: er stützt sich auf sein Gotteserlebnis, das im Gegensatz zur «theologischen Religion» steht, und

nennt die Erzsünde des Glaubens, «daß er der Erfahrung vorgreift». Und was ihn vor dem Materialismus bewahrt, ist, wie er sagt, sein Gotteserlebnis als Erfahrung.

Damit ist zugleich ein bedeutsamer Hinweis für das Wirken Rudolf Steiners gegeben.

Wo setzt er an?

Historisch betrachtet: bei der Goetheforschung. In voller Anerkennung dessen, was die moderne Wissenschaft als *Methode* entwickelt und was sie an Tatsachenmaterial zusammenträgt, sieht er in Goethe «den Kopernikus und Galilei der Organik». Das heißt, er sieht bei Goethe eine Methode ausgebildet, die imstande ist, das Lebendige wissenschaftlich so exakt zu erkennen wie der Materialismus das Tote. Dies Bemühen kennzeichnet seine Einleitungen zu *Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften* in Kürschners Deutscher Nationalliteratur, seine *Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung*, *Goethes Weltanschauung*, um nur das Wichtigste zu nennen[5].

Aber das erkennende Eindringen in die Organik, den Bereich des Lebendigen, nach Goethescher Methode bedeutet nur einen ersten Schritt auf dem Wege zum Geiste. Steiner bleibt bei diesem Erreichnis nicht stehen. Seinen Goethestudien parallel geht sein Bemühen, einen Weg zum Geiste zu eröffnen, den jeder suchende Mensch begehen kann. Seine Bemühungen finden ihren Niederschlag in der *Philosophie der Freiheit*.

Wer den *Lebensgang*, Steiners Selbstbiographie, aufmerksam liest, wird bemerken, daß die Schilderung seines Lebens und seiner Erlebnisse weitgehend bestimmt wird von der Darstellung des Werdegangs dieses Buches. Steiners eigene Entwicklung und die Entwicklung der Ideen, die in seinem grundlegenden philosophischen Werke zum Ausdruck kommen, sind untrennbar miteinander verbunden.

Was will seine *Philosophie der Freiheit?*

Der zweite Anhang, die ehemalige Vorrede zur ersten Auflage, gibt darüber Aufschluß. «Wir wollen nicht mehr glauben, wir wollen wissen», heißt es da. Das heißt, es wird Erfahrung angestrebt, nicht Theorie, nicht unbewiesene Behauptung. Dann ist die Rede von Fichtes Haltung, charakterisiert im Untertitel einer seiner Schriften: «Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen.» Diese Haltung teilt Steiner nicht. Er übt vielmehr jene Zurückhaltung, die die Freiheit des Menschen respektiert. «Heute soll niemand zum Verstehen *gezwungen* werden. Wen nicht ein besonderes, individuelles Bedürfnis zu einer Anschauung treibt, von dem fordern wir keine Anerkennung, noch Zustimmung.» Und weiter heißt es: «Ich gebe mich keiner Illusion hin in bezug auf diese Charakteristik meines Zeitalters. Ich weiß, wie viel individualitätsloses Schablonentum lebt und sich breit macht. Aber ich weiß ebenso gut, daß viele meiner Zeitgenossen im Sinne der angedeuteten Richtung ihr Leben einzurichten suchen. Ihnen möchte ich diese Schrift widmen. Sie soll nicht ‚den einzig möglichen' Weg zur Wahrheit führen, aber sie soll von demjenigen *erzählen*, den einer eingeschlagen hat, dem es um Wahrheit zu tun ist.»

Ein *Weg* wird geschildert, den einer eingeschlagen hat. Anders ausgedrückt: man hat es in der *Philosophie der Freiheit* mit einer methodischen Arbeit zu tun. Sie ist so gehalten, daß sie die Freiheit des Lesers in einem Maße respektiert, wie es der heutige Mensch sich kaum vorzustellen vermag, da er nicht fähig ist, jene Zurückhaltung, deren es dazu bedarf, aktiv, nicht passiv, aufzubringen. Dieser Weg besteht darin, daß das Prinzip der Erfahrung in konsequentester Weise auf das Gebiet des menschlichen Denkens angewendet wird. Was sich dabei ergibt, wird mitgeteilt. Als «Seelische Beobachtungsresultate nach naturwissenschaftlicher Methode» bezeichnet Steiner selbst den Inhalt seines Buches.

Wohin führt dieser Weg? Zu dem Nachweis, «wie eine unbefangene Betrachtung, die sich bloß über die beiden gekennzeichneten für *alles* Erkennen grundlegenden Fragen** erstreckt, zu der Anschauung führt, daß der Mensch in einer wahrhaftigen Geistwelt drinnen lebt.»

Steiner führt damit zum Geist-Erlebnis als Erfahrung. Indem er das Erfahrungsprinzip konsequent verfolgt und alles Glaubensmäßige vermeidet, berührt er sich mit

C. G. Jung. Was die beiden voneinander unterscheidet: das Gottes-Erlebnis, auf dem Jung fußt, gewinnt der Mensch im oder aus dem Anblick der Schöpfung. Er erlebt, mit Goethe gesprochen: Gott-Natur.

Zum Geist-Erlebnis im Sinne Steiners dringt der Mensch nur vor, wenn er — auf Wegen wie etwa dem der *Philosophie der Freiheit* — sich dahin durchringt, sich selbst in seiner Geistigkeit zu erleben. Er erlebt damit sein eigenes Wesen als unterste Stufe des Geistes. Von da aus eröffnet sich der Zugang zu dem Gott-Menschen, dem Christus, der von Gott-Natur aus kaum erreichbar ist.

Wer den dialektischen Materialismus aus dessen Selbstdarstellungen kennt, weiß, daß er einem in sich geschlossenen Gedankengebilde gegenübersteht, aus dem es keinen gedanklichen Ausweg gibt. Dazu kommt, daß dieses Gedankengebäude von einem eigenartigen, man möchte sagen hypnotischen Zauber ist, dem etwas in der menschlichen Seele nur allzuleicht verfällt. Erst die Lebenspraxis, die aus dieser Gedankenrichtung hervorgeht, bringt manche Seelen zum Erwachen. Dann aber ist es entweder zu spät, oder sie wenden sich dem westlichen Materialismus zu, dessen Lebenspraxis heute noch annehmbarer, weil angenehmer erscheint.

** Die beiden Fragen, auf die Steiner sich hier bezieht, finden sich in der Vorrede zur Neu-Ausgabe (1918) der *Philosophie der Freiheit*. «Die eine ist, ob es eine Möglichkeit gibt, die menschliche Wesenheit so anzuschauen, daß diese Anschauung sich als Stütze erweist für alles andere, was durch Erleben oder Wissenschaft an den Menschen herankommt, wovon er aber die Empfindung hat, es könne sich nicht selber stützen. Es könne von Zweifel und kritischem Urteil in den Bereich des Ungewissen getrieben werden. Die andere Frage ist die: Darf sich der Mensch als wollendes Wesen die Freiheit zuschreiben, oder ist diese Freiheit eine bloße Illusion, die in ihm entsteht, weil er die Fäden der Notwendigkeit nicht durchschaut, an denen sein Wollen ebenso hängt wie ein Naturgeschehen?»

Aber auch dem wissenschaftlichen Materialismus des Westens gegenüber gibt es keine intellektuelle Widerlegung. Man muß sogar den Mut aufbringen, einzugestehen, daß die Behauptung, die Gedanken gingen aus dem Gehirn hervor, voll berechtigt ist. Die heutigen Gedankengebilde sind Produkte des Gehirns. Daher auch die weit verbreitete Unfähigkeit, neue, beziehungsweise andere als die gewohnten Gedanken aufzunehmen oder zu denken.

Damit steht man im Zentrum des Lebenswerkes Rudolf Steiners. Er will den Materialismus nicht gedanklich, intellektuell widerlegen, sondern er führt zu einer Erfahrung des Geistes. Und nur diese Erfahrung vermag den Materialismus — westlicher oder östlicher Prägung — zu widerlegen.

Diese Erfahrung kann kein Mensch dem anderen vermitteln. Er kann nur die Wege weisen, auf denen man zu dieser Erfahrung vordringt. Das tut Steiner mit seiner *Philosophie der Freiheit*. Damit ist eine Bresche in die Mauer des Materialismus geschlagen, die den Zugang in den Bereich des Geistes eröffnet und zugleich jene Sicherheit gegenüber den Forschungsergebnissen der Geisteswissenschaft gewährt, die davor bewahrt, aus Anthroposophie eine Metaphysik oder eine neue Glaubenslehre zu machen. So ist zu verstehen, was in der *Philosophie der Freiheit* gesagt wird: «Die geistige Wahrnehmungswelt kann dem Menschen, sobald er sie erlebt, nichts Fremdes sein, weil er im intuitiven Denken schon ein Erlebnis hat, das rein geistigen Charakter trägt. Von einer solchen geistigen Wahrnehmungswelt sprechen eine Anzahl der von mir nach diesem Buche veröffentlichten Schriften. Diese ‚Philosophie der Freiheit' ist die philosophische Grundlegung für diese späteren Schriften. Denn in diesem Buche wird versucht, zu zeigen, daß richtig verstandenes Denk-Erleben schon Geist-Erleben *ist*. Deshalb scheint es dem Verfasser, daß derjenige nicht vor dem Betreten der geistigen Wahrnehmungswelt haltmachen wird, der in vollem Ernste den Gesichtspunkt des Verfassers dieser ‚Philosophie der Freiheit' einnehmen kann. Logisch ableiten — durch Schlußfolgerungen — läßt sich aus dem Inhalte dieses Buches

allerdings nicht, was in des Verfassers späteren Büchern dargestellt ist. Vom lebendigen Ergreifen des in diesem Buche gemeinten Denkens wird sich aber naturgemäß der weitere lebendige Eintritt in die geistige Wahrnehmungswelt ergeben.»

Daß jemand nicht imstande ist, zu dieser Erfahrung vorzudringen, ist keine Widerlegung des Gesagten, sowenig eine Sinneserfahrung dadurch widerlegt wird, daß nicht alle sie haben; man denke nur an die Blinden oder Tauben.

Wenn von der «Philosophie der Freiheit» gesagt wird, sie sei ein Weg, so gilt dies in gleichem Maße für die Anthroposophie. Und wie eine gewisse seelische Bequemlichkeit dazu geführt hat, aus dem als Methode berechtigten Materialismus eine Weltanschauung zu machen, so ist Anthroposophie derselben Gefahr ausgesetzt: daß man ihren methodischen Charakter vergißt oder verkennt und sie zu einer Weltanschauung oder gar zu einer Glaubenslehre umfälscht***.

Auf eines muß nachdrücklich hingewiesen werden: der Materialismus trägt die Kraft in sich, den Menschen nach dem Bilde zu prägen, das er heute von ihm entwirft.

Angelus Silesius sagt:

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden,
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

*** Steiner selbst hat den Ausdruck Welt-Anschauung (mehr im wörtlichen Sinn) gern für Anthroposophie angewendet, wenn es galt, sie von einem — ebenso bequemen — Bekenntnis abzugrenzen.

Er sagt es im Blick auf den einzelnen. Es trifft aber auch auf die ganze Menschheit zu. Damit wird die Frage nach dem Primat der Materie oder dem des Geistes der Erkenntnissphäre entrückt. Sie wird zur Willensfrage: will die Menschheit sich in Zukunft in jener Richtung entwickeln, die vom Primat der Materie bestimmt wird oder in jener, die in der auf Erfahrung gegründeten Anerkennung des Geistes gegeben ist? An diesem Scheidewege steht die Menschheit. Sie selber muß die Entscheidung fällen. Ihre Zukunft ist in ihre eigene Einsicht und ihren eigenen Entschluß gestellt.

Rudolf Steiners Lebenswerk ist ein Markstein an diesem Scheidewege. Es weist in jene Richtung, in der die Erfahrung des Geistes gemacht werden und die Menschheit zu ihrer Vergeistigung aufsteigen kann.

Otto Palmer

[1] Joh. Hemleben: Rudolf Steiner, Rowohlt, Hamburg 1963. [2] Russel W. Davenport: The Dignity of Man, Harper, New York. [3] W. Heitler: Der Mensch und die naturwissenschaftliche Erkenntnis, Vieweg & Sohn, Braunschweig. [4] Aniela Jaffé: Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung, Rascher, Zürich und Stuttgart. [5] Rudolf Steiner, Gesamtausgabe, Verlag der Rudolf-Steiner-Nachlaßverwaltung, Dornach (Schweiz). Werke: «Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller»; «Die Philosophie der Freiheit»; «Goethes Weltanschauung»; «Mein Lebensgang».

NEUE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

Die Auswahl neuer deutscher Romane und Erzählungen, die dieser Sammelbesprechung zugrunde liegt, ist rein zufällig. Einem einzelnen Betrachter ist es nicht mehr möglich, aus eigener, gründlicher Kenntnis Überschau über die Ernte eines Jahres zu halten. Er muß sich informieren, muß wählen, was andere schon vorgewählt haben oder was ihm

aus irgendeinem Grunde besonderer Beachtung wert scheint. Es gibt Bücher (Beispiel: *Ansichten eines Clowns* von Heinrich Böll), über die sehr viel gesprochen und geschrieben wird; andere (Beispiel: *Frost* von Thomas Bernhard) sind wohl angezeigt und gewürdigt, aber nicht allgemein auch beachtet worden. Neugier, Interesse und Entdeckerlust dürfen uns auf unseren Streifzügen leiten, solange wir wenigstens nicht vergessen, daß persönliche Vorliebe und Zufall wenig zuverlässige Auswahlprinzipien sind. Waschzettel und Klappentexte lassen indessen die Meinung aufkommen, sozusagen jede Neuerscheinung sei wesentlich und gültig.

Da die hier zu besprechenden Werke in eine zufällige Nachbarschaft zueinander geraten sind, wird der Vergleich nicht ganz zu vermeiden sein. Mögen die Romane und Erzählungen unserer Zeit längst nicht mehr einer allgemein anerkannten Poetik oder Ästhetik verpflichtet sein, Spiegel dieser Zeit sind sie ganz gewiß. Und eine Hauptgebärde, die sich in ihnen spiegelt, ist die Entschlossenheit, den Sachen auf den Grund zu gehen. *Herbert Meier*, der Schweizer Dramatiker und Übersetzer, stellt in seinem zweiten Roman, der den Titel *Verwandtschaften* trägt, einen jungen Mann vor die Aufgabe, ohne Vorurteil Verwandte zu besuchen und sich eine Ansicht über sie zu bilden[1]. Rino Sancassini, aus Luino nach Zürich gereist, betrachtet also wie ein Forscher die Tante Frieda, die geschäftig und wohlwollend sich seiner annimmt, den Onkel Helmi, den Antiquar und den Großvater, endlich auch das Mädchen Simone, Onkel Helmis Adoptivtochter. Sancassini will der Wahrheit den Puls fühlen. Feindschaften, Verdächtigungen, Neid, Interessengegensätze — es geht um das verträumte Grundstück des Großvaters, das überbaut werden soll —, Gerüchte und Mißtrauen verzerren das Bild, das die Menschen voneinander haben. Man sollte erwarten, daß der Suche nach dem, was unter dem Gestrüpp dieser Leidenschaften als reine Wahrheit vom Menschen liegt, eine sehr genaue, schmucklose und sachlich berichtende Sprache angemessen wäre. Offenbar strebt der Autor an, durch kurzatmige Sätze oder Satzfragmente, die er im kurzzeiligen Dialog aufreiht, Lebensdichte zu vermitteln. Aber gelingt das auch wirklich? Sancassini pflückt im Obstgarten des Großvaters Äpfel, während Simone vorbeigeht.

Äpfel essend stellen die beiden jungen Menschen fest, daß sie einander beinahe verwandt sind: Simone ist ein angenommener, Sancassini ein echter Enkel des Hausherrn. Sein Kommentar zu dieser Feststellung: «Ein Glück, daß die Verhältnisse so fließend sind.» Das Beispiel mag andeuten, wie da Papier raschelt auf der Suche nach Wahrheit, nach dem Menschen. Das Unternehmen scheitert an der Unwahrhaftigkeit des Stils. Rino und Simone wehren sich gegen die Verfälschungen, die uns unsern Nächsten immer hinter einer Maske zeigen. Der Roman verteidigt die Ehe, er setzt das Bild des fruchtbaren Baumgartens gegen den Plan des Verwaltungshochhauses, er plädiert für die Liebe, die allein das Ich zum Du finden läßt und Verwandtschaft gründet. Aber er tut es in einer Sprache, die manieriert und ausgetüftelt wirkt.

Woran soll sich der Kritiker halten? Es gibt kein Rezept und keine Regeln, die ihm helfen. Alle Theorie reduziert sich auf die Grundfrage, ob bis zur Vollkommenheit ausgebildet sei, was der Schriftsteller zu sagen hat. Vielleicht dürfen wir in diesem Zusammenhang ein Kriterium der Authentizität erwägen, worunter freilich nicht etwa einfach Übereinstimmung mit einer gleichsam naturwissenschaftlich beschreibbaren Wirklichkeit zu verstehen wäre, wohl aber Übereinstimmung mit sich selbst. *Thomas Bernhards* Bericht mit dem Titel *Frost* ist hier als eindrückliches Beispiel zu nennen[2]. Das Buch enthält die Aufzeichnungen eines Kandidaten der Medizin, der den Auftrag hat, den Bruder seines Oberarztes, den Maler Strauch, zu beobachten. Der Maler, ein einsamer, menschenfeindlicher Bummler, hat sich zwischen Felswände und froststarrende Wälder in das düstere Gebirgsdorf verkrochen. Er wohnt in einem verfallenden Gasthaus, wehrt sich gegen die spärlichen menschlichen Kontakte, die auch da oben noch möglich wären, und ist überempfindlich gegenüber allem, was in der Gaststube und in den Zimmern, im Dorf und auf der

Kraftwerkbaustelle vorgeht. Der Kandidat notiert sich gewissenhaft, was er für seinen Bericht brauchen wird. Er beschreibt seine Fahrt ins Gebirge, sein erstes Zusammentreffen mit dem Maler und seine endlosen Gespräche mit diesem Menschen, der sein Forschungsobjekt ist. Unheimlich ragen die Berge auf, kein frischer Zug, kein offener Horizont und keine menschliche Wärme lassen aufatmen. Die Zukunft ist verschlossen. Thomas Bernhard führt den Leser ohne jeden Umweg in eine Welt grauenhafter Kälte und Dumpfheit ein. Hoffnungslosigkeit lastet über der Szenerie, die in der Sprache eines Unbeteiligten sozusagen wissenschaftlich geschildert ist. Der Kandidat zeichnet die wenigen Figuren des Dramas ins Bild ein: die lüsterne, mannstolle Wirtin, die den eigenen Mann durch ihre Zeugenaussage ins Gefängnis gebracht hat, den Wasenmeister und Totengräber, den Ingenieur, die Postmeisterin und — eindringlich in der pausenlosen Beobachtung — den Maler Strauch. Der Autor bedient sich dabei ausgiebig des Zitats. Er berichtet in indirekter Rede über die Gespräche mit seinem Studienobjekt, gibt aber bestimmte Wendungen gewissenhaft in der ersten Person und zwischen Anführungszeichen und erreicht mit diesem Mittel unheimliche Authentizität. Ein Beispiel: «Zuerst habe er sich nur schwer — ‚unter Aufbietung all meiner zerrütteten Kräfte' — durch den tiefen Schnee hinaufarbeiten können.» Die geduldige Sammlung derartiger Aussprüche ist manchmal unterbrochen durch Reflexionen über die Methode der Beobachtung. Kein Aufgeschriebenes stimmt, stellt der Beobachter nach mühevoller Kleinarbeit fest, und etwas später heißt es über des Malers Reden: «Diese Ausbrüche kommen auf mich herunter wie Felsstürze.» Kühnere Vergleiche sollen den unheimlichen Vorgang, der den beobachteten Menschen verzehrt, deutlicher machen. Die Sprache Strauchs, so lesen wir, sei eine alles erschreckende Worttransfusion in die Welt hinein, «ein rücksichtsloser Vorgang gegen den Schwachsinn».

Das Buch erzählt die beklemmende Geschichte einer Agonie. Strauch treibt seinem Ende zu. Seine Kunst war Selbsttäuschung, seine Versuche, als Hilfslehrer sein Dasein zu fristen, endeten erfolglos. Alles hat sich gegen ihn verschworen, Mißtrauen höhlt ihn aus, der Körper versagt wie das Gemüt den Dienst. Sein Leiden ist unheilbar, weil es aus der Hoffnungslosigkeit selbst besteht. Und indem der geistig-seelische Verfall fortschreitet, kommentiert der Betroffene fortwährend sich selbst: «Er reißt die Wörter aus sich heraus wie aus einem Sumpfboden. Er reißt sich in diesem Wörterausreißen blutig.»

Der junge Österreicher Thomas Bernhard, dessen Erstlingsroman hier vorliegt, scheint mit zäher Verbissenheit zu schreiben; Pflicht und Neigung, Zweifel an der Möglichkeit, seinen Auftrag zu erfüllen, streiten im Herzen des Berichterstatters, der sich am Schluß zu einer Reihe von Briefen an den Oberarzt aufrafft. Ein Werk, das durch seine künstlerische Konsequenz überzeugt, ist hier gelungen. Das Buch «Frost» ist weit mehr als ein packender Bericht. Strauch, der gegen den Körper rebelliert, der eine Idiosynkrasie gegen alles Geschlechtliche hat und der sozusagen von innen heraus erfriert, entzieht sich dem Beobachter, je mehr er sich ihm enthüllt. Der Kandidat der Medizin gesteht sich am Ende ein, daß man einen Menschen nicht erklären könne. Es bleibt ein Unerforschliches, ein Rest, ein Geheimnis. Dieses Buch ist ein bestürzendes Erlebnis.

Eine heftige und stimmenreiche Auseinandersetzung um *Ansichten eines Clowns*, den neuen Roman von *Heinrich Böll*, hat dieser Neuerscheinung eine außergewöhnliche Nachfrage gesichert[3]. Mit seinen Erzählungen und Romanen hat der Autor immer schon im Lebendigen zu wirken gesucht, zu loben und zu tadeln, zu geißeln und zu ermuntern. Daher auch seine Neigung zur Satire, die vornehmlich in Kurzgeschichten ihren Ausdruck gefunden hat. Die «Ansichten eines Clowns» geben sich als Ich-Erzählung eines Pantomimen und Spaßmachers. Ein Außenseiter, dessen Beruf es ist, auf den Jahrmärkten der Gesellschaft seine hintergründigen Kapriolen zu machen, gibt seine Meinung kund, telephoniert mit Bekannten und bäumt sich dagegen auf, daß seine Geliebte ihn verlassen hat. Hans Schnier ist der Sohn eines Braunkohlenmagnaten, aus der Sicht des Vaters das schwarze Schaf in der Familie, und seine

Außenseiterstellung gewährt seinen Ausfällen gegen Wirtschaftspraktiken, Klerus, katholische Diskutierzirkel und karrieresüchtige Politiker den Schutz der Narrenfreiheit. Ich befürchte freilich, daß der glückliche Kunstgriff, diese Figur zum Sprecher zu machen, den Autor allzu sorglos gemacht hat in Hinsicht auf Argumente und Tatsachen. Nicht alles, was Hans Schnier vorbringt, erscheint durch das Feuer eines gerechten Zorns geadelt. Der Clown erweckt zwar Mitleid, aber nicht Mitgefühl, und daß ihm Marie entgleitet, ist vielleicht doch nicht nur dem Einfluß der Katholiken zuzuschreiben, sondern auch dem beklagenswerten Umstand, daß der arme Verlassene eine Frau ganz einfach auf die Dauer nicht zu binden vermag. Hans Schnier redet uns ein, Marie sei aus Glaubensgründen die Hölle heiß gemacht worden, und das ist ja wohl nicht zu bezweifeln. Aber wenn er es so darstellt, als ob die Geliebte ihren konventionellen Vorurteilen das wahre Leben geopfert hätte, dann stellen sich Zweifel ein.

Böll bewährt sich — vor allem in den Einzelheiten — als meisterhafter Erzähler. Dicht und lebendig zeichnet er die Welt des Clowns, seine Herkunft aus reichem Hause, die phrasenhafte Betriebsamkeit der Mutter, politische Vergangenheit und politische Gegenwart in symptomatischen Szenen. Die Liebesgeschichte zwischen dem Sohn des Braunkohlen-Schnier und der Tochter des Krämers, ein gefährdetes Idyll im Käfig der religiösen, politischen und gesellschaftlichen Konventionen, ist mit souveränem Können entwickelt. Wenn dennoch, spätestens von der Mitte des Buches an, Ermüdung dem Leser zu schaffen macht, so liegt das an der Monotonie der Anklage. Es geht hier nicht darum, die Ausfälle gegen die Zerrformen des Religiösen und gegen den salonfähigen Opportunismus materiell zu diskutieren. Es geht um die innere Wahrheit, die Hans Schnier der Moral und den Lebensgewohnheiten der bürgerlich-katholischen Gesellschaft entgegenzustellen hat. Hier liegt die verletzliche Stelle eines Buches, das auf jeder Seite von der Meisterschaft seines Autors zeugt.

Die drei Erzählungen, die *Alfred Andersch* unter dem Sammeltitel *Ein Liebhaber des Halbschattens* vorlegt, können als sachliche Diagnose dieser Zeit, zum mindesten als diagnostische Hinweise gedeutet werden[4]. Der Schauplatz ist Deutschland. Einmal wird die Zonengrenze überschritten, im übrigen spielen die Geschichten in Berlin oder in Köln. Andersch stellt sie alle unter ein Motto, das besagt, daß wir alle «nicht nur jederzeit in gewisse gegenwärtige Geschichten verstrickt sind», sondern daß das Verstricktsein in unzählige gegenwärtige Geschichten unser Sein ausmache. Was erzählt werden kann, sind daher immer nur Teilaspekte oder Ausschnitte, und diese rühren nach allen Seiten an andere Ausschnitte, die ebenfalls hineinspielen, obgleich sie nicht näher ausgeführt sind. In einer strengen, äußerst zuchtvollen Sprache berichtet Alfred Andersch in der Titelgeschichte von Witte, dem Dozenten, der im Trunk und in Erinnerungen an die Jahre mit Melanie hindämmert. Fahrlässig verschuldet er den Tod seiner Mutter. Die zweite Geschichte, «Opferung eines Widders», verfolgt gelassen die Steigerung einer neurotischen Erregung. Ein Mann, der sich selber dabei zuschaut, erzählt, wie er endlich nicht widerstehen kann, einen wertvollen Widder aus der Keramik-Sammlung seiner Frau vor den Augen der Sammlerin am Boden zu zerschmettern. «Alte Peripherie», die letzte der drei Erzählungen, beschwört die Atmosphäre der Wirtschaftskrise und der großen Arbeitslosigkeit. Drei Jungen beschließen ihre gemeinsame Flucht aus der Stadt. Einer aber hält die Abmachung nicht ein und beobachtet aus guter Deckung, wie die andern auf ihn warten, ehe sie den Zug besteigen. In ruhigem Fluß zieht der Film des Geschehens am Leser vorüber. Kein grelles Licht, keine Düsternis, eher ein dämmerig-mildes Grau hüllt die Figuren ein. Die Sprache bleibt sachlich, biegsam, gelassen. Hauptfiguren in den drei Geschichten sind nacheinander ein Privatdozent, ein Vater und nervöser Manager, ein Lehrling: Menschen verschiedener sozialer Schichten, jedoch vereint durch Müdigkeit und Entschlußlosigkeit, die auf ihnen lasten. Darin, daß diese Zeit leer, kraftlos und grau er-

scheint, liegt Kritik. Aber Andersch stellt dar, er polemisiert nicht. Seine Erzählungen sind makellos ausgeformte Studien.

Mit ungestümem, lärmigem Furioso tritt erneut *Günter Graß* auf den Plan[5]. Sein großer Roman *Hundejahre* hat den gleichen Schauplatz wie schon *Die Blechtrommel* und *Katz und Maus*, nämlich Danzig-Langfuhr mit Hinterland, und die Zeit ist wiederum die Zeit vor, während und nach Hitler. Wir begegnen bekannten Gestalten, einem trommelnden Dreikäsehoch etwa, dem Turnlehrer Mallenbrandt mit seiner Trillerpfeife, der Tulla Pokriefke und den Lehrern und Schülern des Conradinums. Die groteske, farbige, wimmelnde, im Zerrspiegel gebrochene Erinnerungswelt, die seit der *Blechtrommel* das große Thema des Günter Graß geblieben ist, zieht in unerschöpflichen Variationen vorüber, und deutlich zeigt sich, daß das gesamte bisherige epische Schaffen des Autors Beschwörung der Jugendzeit, Beschwörung des Schicksals einer Stadt, Beschwörung des großen Schlamassels ist. Ich gestehe, daß meine Bewunderung wiederum gegen schwere Bedenken anzukämpfen hat. Vor die Entscheidung gestellt, was denn nun von diesem neuesten Buch zu halten sei, müßte ich Mängel und Entgleisungen in Hülle und Fülle vorbehalten. Jedoch die Sprachgewalt und die mythische Kraft namentlich des ersten Buches, die überbordende Phantasie und ganz besonders die Beschreibungen der Vogelscheuchen, die am Schluß in einer Höllenvision gipfeln, überwinden die Zweifel. Denn wie da aus Geschichte und Landschaft die Blutsfreundschaft der Knaben Walter Matern und Eddi Amsel aufsteigt, wie die Weichsel zum Strom der Erzählung wird und wie die Sprache imitatorisch orgelt, pfeift, knirscht, plätschert und braust, das hat in der zeitgenössischen deutschen Literatur schlechthin keine Entsprechung. Graß überfällt seinen Leser, freilich sich selbst in drei fingierte Autoren verfächernd, mit einer überquellenden Mitteilsamkeit, und es strömt ihm zu aus hundert Brunnen der Erinnerung. Wir konstatieren offenbar zwanghafte Vorstellungen: die Zubereitung widerlicher Speisen, die Aale, die bösen Spiele der Kinder, die Geschlechtsakte. Dazwischen entfalten sich Partien von suggestiver Kraft, zum Beispiel die Beschreibung des Pausenhofes, auf dem der Studienrat Brunjes wie ein Hahn stolziert, oder das Bild der Taufe in Bohnsack, das gewissermaßen vorwegnimmt, daß der Täufling Eddi Amsel mit seinen phantastischen Kunstwerken Aufruhr unter den Vögeln und unter den Menschen stiften wird.

Der Roman gliedert sich in drei Bücher. Im ersten Buch erzählt ein Bergwerksbesitzer namens Brauxel (der niemand anders ist als Eddi Amsel alias Goldmäulchen) in mehreren «Frühschichten» die Kindheit und Schulzeit des Müllerssohns Walter Matern und des Halbjuden Eddi. Das zweite Buch besteht aus «Liebesbriefen» des Harry Liebenau an seine Cousine Tulla, und das dritte Buch hat Walter Matern selbst zum Verfasser, weshalb die Kapitel dieses Teils «Materniaden» genannt werden. Der Hund aber, der dem Buch den Namen gegeben hat, soll offensichtlich die Teile verbinden als Wappentier und Symbol einer Zeit, die auf den Hund gekommen ist. Der Müller Matern hält eine Hündin, deren Sohn Harras den Hof der Schreinerei Liebenau bewacht. Und Prinz, den Harras gezeugt hat, wird dem Führer und Reichskanzler an seinem Geburtstag zum Geschenk gemacht. Dieser Hund ist es, der aus dem Bunker der Reichskanzlei ausbricht und sich nach Westen absetzt. Er begleitet Walter Matern im dritten Buch auf seinen Wanderungen durch Nachkriegsdeutschland. Das bleibt, bei aller sachkundigen und sprachmächtigen Behandlung alles Hündischen, eine Konstruktion. Es ist Graß nicht gelungen, das Pandämonium seiner Erinnerungen zu ordnen und zur Romaneinheit zusammenzuschließen.

Der dritte Teil wirkt — eine Erfahrung, die wir mit der *Blechtrommel* schon machten — konstruiert und überanstrengt. Nicht allein der Umstand, daß Materns Rache an den vergeßlichen Schuldigen vornehmlich in widerlicher Geschlechtsprotzerei ausgeübt wird und daß selbst die flüchtigsten Aktualitäten westdeutscher Presserivalitäten und Parteihändel den Erzähler über die Strecke tragen müssen, mag dafür verantwortlich sein. In den Travestien auf Heideggers Stil,

in der Beschimpfung des Philosophen und in dem Versuch, Westdeutschlands Wirtschaftswunder aus der Graß-Perspektive zu sehen — nämlich von unten —, zeigt sich erschreckend die Grenze einer großen Begabung.

Günter Graß ist ein Mann der großartigen, weit ausgreifenden Anfänge. Er vermag in der Weise des geborenen Romanciers Generationen, Historie, Sage und Anekdote aus den Tiefen des Vergangenen heraufzuholen. Den Schluß zu finden, die Fäden des lebendigen Gewimmels seiner Anfänge weiterzuführen und gar das Fazit zu ziehen, gelingt ihm kaum. In *Hundejahre* wiederholt sich drastischer, was anläßlich der *Blechtrommel* schon festzustellen war. Statt der dichten Wirklichkeit haben wir nur noch bizarre Ausfälle und Reden. Die Szenen freilich, die Graß bei der Besichtigung des Kalibergwerks malt, haben noch einmal, wenigstens stellenweise, die Kraft des Anfangs. So sehr auch der Wille spürbar ist, das beinahe 700 Seiten starke Buch durchzukomponieren, so ungleich sind die Gewichte verteilt. Auf der Suche nach der verlorenen Heimat beflügelt diesen Dichter der Genius. Seine Einbildungskraft läßt nach, wo er über die Gemarkungen dessen hinausdrängt, was ihn ganz erfüllt.

Anton Krättli

[1] Herbert Meier: Verwandtschaften, Roman, Benziger Verlag, Einsiedeln 1963. [2] Thomas Bernhard: Frost, Inselverlag, Frankfurt am Main 1963. [3] Heinrich Böll: Ansichten eines Clowns, Roman, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1963. [4] Alfred Andersch: Ein Liebhaber des Halbschattens, drei Erzählungen, Walter-Verlag, Olten 1963. [5] Günter Graß: Hundejahre, Verlag Hermann Luchterhand, Neuwied 1963.

NEUE BÜCHER ZUR SCHWEIZERGESCHICHTE II

Persönlichkeiten

Handelnd oder betrachtend steht der einzelne in der Geschichte. Ein aufmerksamer und kluger Beobachter der bewegten Ereignisse in seiner Heimat ist der theologisch und juristisch ausgezeichnet geschulte Priester *Anne-Joseph de Rivaz*, Domherr in Sitten, der etwas zu wohlwollend als «Vater der Walliser Geschichte» bezeichnet wird, weil er 18 Bände Opera historica und eine Fülle kleiner Schriften hinterlassen hat. Tatsächlich sind seine umfangreichen Notizen aus dem Willen entstanden, Geschichte zu schreiben, aber was er während 36 Jahren Tag für Tag festgehalten hat, erweist sich als planlos, unsystematisch und recht subjektiv. So sind die schwer lesbaren Manuskripte im Staatsarchiv des Kantons Wallis teils Augenzeugenberichte, teils Chronik und nicht selten persönliche Rückschau. Von seinem kirchlichen Standort aus verfolgt er die Geschichte des Wallis in der Zeit der Helvetik, der selbständigen Republik Wallis 1802—1810, des Departements Simplon von Napoleons Gnaden und des Kantons Wallis. *André Donnet* hat die Bürde übernommen, Rivaz' *Memoires historiques sur le Valais (1798—1834)* geordnet herauszugeben, mit Hinweisen und einem Register zu versehen und damit der westschweizerischen Geschichtsforschung eine bedeutende Geschichtsquelle zu erschließen[29]. Wir sind ihm dankbar dafür. — Ebenso wertvoll als Quellen sind in der zeitungsreichen Schweiz die vielen Zeitschriften und Zeitungen. Seit einigen Jahren besitzen wir eine *Bibliographie der Schweizer Presse*, die *Fritz Blaser* in jahrzehntelanger Bemühung zusammengetragen hat[30].

Im Gegensatz zu den amtlichen Berichten, die oft farblos, trocken oder nichtssagend «diplomatisch» abgefaßt sind, wenn sie nicht schon im klischeehaften Amtsstil stekken bleiben, sind Zeitungsaufsätze subjektiver, denn sie wollen zur Meinungsbildung beitragen oder persönliche Auffassungen verbreiten. Hinter jeder Zeitung steht die Persönlichkeit ihres Gestalters, die nach außen wirkt. Will eine Zeitung ihre eigene Vergangenheit kritisch beleuchten, so muß sie der Tätigkeit ihrer einzelnen Träger, der Redaktoren, nachgehen. Dies ist im Fall der Neuen Zürcher Zeitung besonders dankbar, weil ihre Anfänge tief ins 18. Jahrhundert zurückreichen und sich in ihrer Geschichte die lokalzürcherischen und schweizerischen Geschehnisse lebhaft widerspiegeln. Das mehrbändige Werk, das *Leo Weisz* mit kundiger Hand betreut, trägt darum den bezeichnenden Titel *Persönlichkeit und Zeitung*[31]. Im ersten Buch der Reihe, das *Die Redaktoren der Neuen Zürcher Zeitung bis zur Gründung des Bundesstaates, 1780—1848*, in 18 unterschiedlich langen Monographien würdigt, wird zunächst das aufgeklärte Zürich lebendig geschildert, das der NZZ zu Gevatter stand. Salomon Geßner, Dichter, Maler und Ratsherr, ist 1780 als erster Herausgeber des Blattes nicht mehr der Idyllenpoet; er ist längst Gesellschaftskritiker geworden. Die Redaktoren dienen dem Blatt zugleich als Lektoren, Korrektoren und Übersetzer. Die bunte Reihe springt vom jungen deutschen Reformpolitiker *Johann Kaspar Risbeck*, der sich in Helvetien nicht heimisch fühlt, über seine Landsleute *Johann Michael Armbruster*, *Peter Philipp Wolf* und den Dichter und Historiker *Franz Xaver Bonifacius Bronner* zum aristokratischen Zürcher *Heinrich Hirzel*, bis im Jahre 1803 mit dem alten *Johann Heinrich Füßli*, einem der Gründer der Helvetischen Gesellschaft, Lieblingsschüler des alten Bodmer, ein aufgeklärt freigesinnter Geist in die Redaktionsstube der Zeitung kommt. Seinem berühmten Nachfolger *Paul Usteri* bleibt es vorbehalten, dem Blatt einen neuen Stempel aufzudrücken. Die Neue Zürcher Zeitung wird in der Restaurationszeit Sammelbecken vieler fortschrittlicher Ideen. Leidenschaftlich tritt sie für eine Erneuerung der Eidgenossenschaft ein, für Pressefreiheit und Volksrecht. Kurze Gastspiele geben die Redaktoren *Johann Jakob Heß*, der kurz nachher zum Bürgermeister des Standes Zürich gewählt wird, *Ignaz Thomas Scherr*, der berühmte deutsche Schulmann, und der ungestüme *Heinrich Escher;* dann folgt nach einigen kurzfristig tätigen Flüchtlingen, die meist einen radikaleren Kurs einschlagen, der Enkel Usteris, *Conrad Ott*, dessen früher Tod 1842 für Zürich und die Zeitung ein schwerer Verlust ist. Über die Fährnisse der Auseinandersetzungen hinweg, die zum neuen Bundesstaat von 1848 führen, leiten das Blatt der Schwyzer Arzt *Melchior Diethelm*, dann *Johann Kaspar Wilhelm und Johann Ludwig Meyer* gemeinsam, und schließlich der aus Italien stammende *Ludwig Herkules Daverio*. Im zweiten Band, *Die Neue Zürcher Zeitung im Kampfe der Liberalen mit den Radikalen*, rückt Leo Weisz eine Persönlichkeit in den Vordergrund, die dem Blatt von 1849 bis 1868 ihren Stempel aufdrückt. Der 1805 geborene Solothurner Arzt und Regierungsmann *Peter Felber*, der auf den im Sonderbundsgeschehen eher versöhnlich gestimmten Daverio folgt, schreibt einen überlegenen, sorgfältig abgetönten Stil, doch wird er sofort nach der Übernahme der Chefredaktion in den muntern, polemischen Kampf der Blätter im jungen Bundesstaat hineingeworfen und immer wieder hart angefochten. Der Streit endet einmal sogar im Duell (wobei allerdings Felber und sein Gegner in die Luft schießen). In der Darstellung wird dieses bewegte Journalistenleben chronologisch erzählt, doch wäre eine sachliche Gruppierung des Stoffes wohl auch möglich gewesen. Neue Quellen werden erschlossen — genaue Hinweise fehlen zum Teil —, und ein Politiker rückt ins Blickfeld, den viele bisher übersehen haben. Mit der vielschichtigen demokratischen Bewegung vor 1869 wird Felber aus seiner Stellung verdrängt, die Zeitung geht an eine Aktiengesellschaft über, ihre Redaktion für einige Jahre an *Eugen Escher*, den bisherigen Zürcher Stadtschreiber, der sich aber nach einigen ärgerlichen Vorfällen schon 1872 wieder zurückziehen muß. Im abschließenden dritten Band dieses reichhaltigen Werkes hoffen wir ein zuverlässiges Sach- und

Personenregister zu finden. — Eine der markantesten Gestalten der Schweizergeschichte des 19. Jahrhunderts ist Henri Druey, ein Waadtländer Revolutionär und Staatsmann von eigener Prägung. Der 1799 in Faoug geborene Sohn aus alter, verarmter Familie begann nach juristischen Studien an deutschen und französischen Hochschulen eine vielseitige politische Tätigkeit, die ihn von konservativen Anfängen in immer radikalere Bahnen leitete. Als unbedingter Anhänger der Volkssouveränität stürzte er mit seinen begeisterten Freunden die liberale Lausanner Regierung. Sein Radikalismus war schuld an der Bildung der Eglise libre in der Waadt. Mit dem Thurgauer Johann Conrad Kern zusammen redigierte er die Bundesverfassung von 1848, dann trat er in den ersten Bundesrat der Eidgenossenschaft ein, dem er bis zu seinem frühen Tod 1855 angehörte. Immer wieder hat seine Gestalt die Historiker beschäftigt; jetzt ist Druey, dem Bundespräsidenten von 1850, bereits die vierte biographische Würdigung zuteil geworden. Nach J. L. B. Leresche (1857), Felix Berchtold (1912) und Ernst Deriaz (1920) geht der Lausanner Historiker *André Lasserre* an den Stoff heran. Er zeichnet in seinem Buch *Henry Druey, Fondateur du radicalisme vaudois et homme d'Etat suisse, 1799—1855*, ein Bild, das in bewußt zurückhaltender, beinahe nüchterner Art eindrücklich das Faszinierende dieser bedeutenden Gestalt der Schweizergeschichte verdeutlicht[32]. Druey ist dabei nicht bloß der erfolgreiche Politiker, sondern ein Denker, der ständig um philosophische und theologische Probleme ringt. Die geistige Entwicklung tritt in diesem Buch hervor und läßt uns die ernsten Probleme erkennen, mit denen sich die Schöpfer des Bundesstaates von 1848 beschäftigt haben. — Endlich sei aufmerksam gemacht auf eine Publikation, die einen französischen Emigranten als Gast in der Schweiz kennzeichnet. In *Edgar Quinet en Suisse, Douze années d'exil (1858—1870)* beschreibt *Marcel Du Pasquier* die Erlebnisse und Eindrücke des berühmten französischen Historikers und Philosophen, der beim Staatsstreich Louis Napoleons sein Vaterland verlassen mußte[33]. Noch wertvoller als dieser flüssig geschriebene, literarische Bericht erscheint uns der zweite Teil des Buches, der Quinets Meinung über die Schweiz festhält, vor allem seine Auseinandersetzung mit der westschweizerischen Theologie seiner Zeit.

Detailfragen

Als 125. Neujahrsblatt der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich ist eine Studie zur mittelalterlichen Geschichte im schweizerischen Raum erschienen, die ebenso viele Fragen beantwortet wie neue aufwirft. *Heinrich Büttner* faßt umsichtig und kenntnisreich zusammen, was über die *Staufer und Zähringer im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Genfersee während des 12. Jahrhunderts* anhand der Quellen und Publikationen ausgesagt werden kann[34]. Das Rätsel, wer die Öffnung des Gotthardweges als der besten Nord-Süd-Verbindung vorantrieb, wird gelöst: Als großer, weitblickender Politiker und Anreger tritt Berthold V. von Zähringen in den Vordergrund, während die Herren von Rapperswil den Plan im lokalen Rahmen verwirklichen halfen. Praktisch mußten aber die Walser Bauern im Urserental den Bau der stiebenden Brücke wagen und damit dem Gebiet der Zentralalpen neue wirtschaftliche und politische Möglichkeiten verschaffen. Damit tritt zu den beiden bisherigen geschichtlich wirksamen Räumen um Bodensee und Genfersee ein drittes Zentralgebiet, die Landschaft um den Vierwaldstättersee herum, aus der dann künftig neue Impulse kommen. — Die Ergebnisse langjähriger Studien einer schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für mittelalterliches Recht, welche die Übernahme römischen und kanonischen Rechtes in der Schweiz erforscht hat, sind in der interessanten rechtshistorischen Studie von *Ferdinand Elsener* über *Notare und Stadtschreiber* verarbeitet[35]. Das in den oberitalienischen Stadtgemeinden übliche Notariat wird zuerst im Wallis bezeugt, doch dringt es über den bis an den Genfersee stoßenden Alpenstaat Savoyen-Piemont in die übrige Westschweiz ein, ähnlich dem Schiedsgericht. Zunächst versieht der Klerus das politisch ungemein wichtige Amt, bis in den aufstreben-

den Städten bürgerliche Notare aus gehobenen Schichten auftreten. Als Stadtschreiber spielen sie in der Eidgenossenschaft eine bedeutende Rolle: sie werden als die im Rechtswesen bewanderten Urkundspersonen zu Grundbuchbeamten und Archivverwaltern, sie sind die «juristischen Baumeister der werdenden städtischen Patrizierherrschaft», des städtischen Absolutismus und der Territorialpolitik. Recht, Rechtssprache und Rechtsdenken werden durch sie vereinheitlicht. Die Überschau, wie sie der Verfasser gibt, ist anregend; sie wird mit einem reichen Anmerkungsapparat und vielen Literaturhinweisen ergänzt. — Ein anderes Problem der mittelalterlichen Geschichte wird immer zu reden geben, das der Freiheit. Theorie steht neben Theorie. Ob die Bauern im Mittelalter ursprünglich frei waren und erst nachher untertan wurden oder ob sie von Anfang an in grundherrlicher Abhängigkeit standen, kann erst gesagt werden auf Grund minutiös geführter Teiluntersuchungen. Im 101. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen ist eine solche Studie zu lesen. *Walter Müller* zeigt unter dem Titel *Freie und leibeigene St.-Galler Gotteshausleute vom Spätmittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*, wie die Bauern im Gebiet der Fürstabtei St. Gallen ebenso wie die freien Bauern anderer Gegenden in der Spannung zwischen Herrschaft und Freiheit leben[36]. Wenn schon in der Frühzeit von freien Gotteshausleuten die Rede ist, bestehen im Spätmittelalter nach den Quellen keine Unterschiede mehr, denn die Angehörigen der neu erworbenen Freigerichte wurden bald mit den Klosterleuten zusammengefaßt. Eine ständische Gliederung soll nicht zu erkennen sein. — Die Basler Dissertation von *Pascal Ladner* bringt einen Beitrag zur Kirchengeschichte des Mittelalters. Sie zeigt die Verbreitung des Cluniazenserordens in der West- und Nordwestschweiz sowie in jenen Teilen des Mittellandes, die ebenfalls zur Provinz Alemannia gezählt wurden. Nach mühevollen Quellenstudien wird ein kleines Priorat genauer erfaßt, über das nicht viel bekannt war. Die Schrift *Das St.-Albankloster in Basel und die burgundische Tradition in der Cluniazenserprovinz Alemannia* verfolgt die Entwicklung des Ordens an Hand eines Beispiels[37]. Sie macht verständlich, warum dieses kleine Priorat in der Geschichte Basels vor der Reformationszeit nur bescheidene Bedeutung hatte. — Einem wichtigeren Gegenstand wendet sich *Marc Sieber* in der Schrift *Die Universität Basel und die Eidgenossenschaft 1460 bis 1529* zu[38]. Er will darin die Frage nach der Bedeutung der Basler Hochschule für die damalige Eidgenossenschaft beantworten. Bringt der erste Teil eine Darstellung der offiziellen, aktenmäßig zu belegenden Beziehungen zwischen den eidgenössischen Ständen und der Hochschule in der Nähe, so gibt der zweite Teil in statistischer Übersicht Auskunft über den Besuch der Basler Universität durch Studenten aus der Eidgenossenschaft, während der größere dritte Teil die Matrikel kommentiert. In der untersuchten Zeit, also in 70 Jahren ungefähr, besuchten 5340 Studenten die Universität Basel, davon stammten nur 1730 aus dem Gebiet der heutigen Schweiz. Von der Ostschweiz her wurde Basel stärker frequentiert als von der Zentral- und Westschweiz. Die gleichzeitig vermittelten Zahlen über den Besuch fremder Universitäten durch Studierende aus der Schweiz geben wertvolle Aufschlüsse über den Bildungsstand in der damaligen Zeit. Die wohl etwas überschätzte Rolle Basels in der Prägung eines gemeineidgenössischen Bewußtseins wird durch die saubere Untersuchung der Verhältnisse auf ihre richtige Höhe zurückgeführt. — Zur Zweihundertjahrfeier im Mai 1961 hat die Neue Helvetische Gesellschaft eine Schrift von *Hans Nabholz* über *Die Helvetische Gesellschaft 1761—1848* neu zugänglich gemacht, in der in patriotisch beschwingter Rückschau die ersten Jahrzehnte dieser vaterländischen Vereinigung lebendig erzählt werden[39]. Bürgersinn und Verantwortungsfreude zeichnen ihre Träger aus, die in «freundschaftlicher Tagsatzung» im Bad Schinznach zusammenkamen, ohne allerdings die notwendige Reform der Alten Eidgenossenschaft zustandebringen zu können. *Georg Thürer* spannt in bildmächtiger Sprache den Bogen über die Jahre des 1. und 2. Weltkrieges hinweg in die Gegenwart. — Je näher wir dem 19. Jahrhundert kommen, um so schwieriger wird es für manche Historiker,

ruhig und objektiv zu urteilen. Viel zu oft werden die liberalen, radikalen oder konservativen Gestalten unserer neueren Schweizergeschichte noch durch parteipolitisch oder konfessionell gefärbte Brillen betrachtet. Es scheint uns, daß nicht alle Geschehnisse der letzten hundertfünfzig Jahre bewältigt sind. — Einer der führenden Politiker der Regenerationszeit, ein liberaler Kämpfer von Format, ausgestattet mit scharfem Verstand und kühlem Herzen, ist der Luzerner Kasimir Pfyffer, Sohn des Gardehauptmanns Franz Ludwig Pfyffer von Altishofen und der Aloisia Theresia Reding von Biberegg. Seinen Anteil an der Luzerner Verfassungspolitik von 1827—1841 hat 1955 Konrad Nick herausgearbeitet. Nun legt *Annemarie Schmid* in ihrer Berner Dissertation *Kasimir Pfyffer und das Bürgerliche Gesetzbuch für den Kanton Luzern (1831—1839)* den Finger auf das legislatorische Wirken des juristisch hochqualifizierten Mannes[40]. Nach einem knappen Lebensabriß schildert die Verfasserin die umfassende, reiche Gesetzgebungstätigkeit Pfyffers, der das Zivilprozeßrecht, das Kriminal- und Strafprozeßrecht neu gestaltet. Für das Bürgerliche Gesetzbuch Luzerns nimmt er das österreichische von 1811 und das Civilgesetzbuch Berns aus den Jahren 1824—1830 zum Vorbild, doch kann er die bisherige jahrhundertelange Praxis nicht übersehen. Pfyffers Rechtsauffassung ist stark von der Naturrechts-Philosophie der Aufklärung her bestimmt, doch steckt in seiner Denkweise auch die von seinen deutschen Lehrern übernommene Rechtsphilosophie Immanuel Kants. — In den Segesser-Studien gibt *E. F. J. Müller-Büchi* einen ersten Beitrag zur Geschichte des politischen Katholizismus und der konservativen Presse im Bundesstaat seit 1848, denn die Frage nach der Wiedereingliederung der unterlegenen Teile in den neuen Organismus ist von einigem Interesse, wenn auch nicht ein Kernproblem der neuzeitlichen Schweizer Staatsgeschichte, wie gesagt wird[41]. *Die alte «Schwyzer-Zeitung» 1848—1866* bildet das erste katholisch-konservative Organ im jungen Bundesstaat. Das Blatt wurde von einer Gruppe junger Politiker getragen, die aus dem 1841 gegründeten Schweizerischen Studentenverein hervorging. Durch die Mitarbeit Philipp Anton von Segessers erhielt die Zeitung einiges Gewicht, doch konnte sie sich wirtschaftlich bei so geringer Abonnentenzahl (höchstens 800) auf die Dauer nicht halten. Ihr geistiger Einfluß ist indessen nicht zu übersehen. — *Gregor Beuret* setzt mit seiner bei R. Büchner eingereichten Zürcher Dissertation eine 1937 erschienene Arbeit von Louis Schihin über die sozialpolitischen Ideen im schweizerischen Katholizismus fort[42]. Neue Quellen sind darin verwertet. Auch kleinste Regungen einer aufkommenden sozialen Politik, alle möglichen Schattierungen werden festgehalten. Nicht uninteressant ist, wie 1891 in der katholischen Arbeiterbewegung eine gewisse Umschichtung erfolgt, die durch die päpstliche Enzyklika «Rerum novarum» bewirkt wird. Ihre Einflußnahme auf die Haltung der verschiedenen sozialpolitisch tätigen Gruppen kann deutlich nachgewiesen werden. Was P. Karl Fry in seiner Decurtins-Biographie berichtet, wird durch Beuret bestätigt und ergänzt, obgleich zu bedauern ist, daß auch dieser Verfasser nicht frei von Vorurteilen ist. — Eine recht aufschlußreiche Untersuchung ist *Othmar Uhl* zu danken, der auf Anregung Edgar Bonjours *Die diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen Großbritannien und der Schweiz in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg (1890—1914)* dargestellt und damit die Reihe der Basler Studien zum Verhältnis England-Schweiz rühmlich ergänzt hat[43]. Wieviel Mühe der Aufbau einer geordneten diplomatischen Auslandsvertretung der Eidgenossenschaft machte, ist mehrfach betont worden. Erst spät ließ sich der Bundesstaat in London vertreten; der erste ständige Gesandte war Charles Daniel Bourcart (1860—1940), dem 1902 der Jurassier Carlin folgte, während in Bern in der gleichen Zeit sieben britische Gesandte akkreditiert waren. Die Durchsicht ihrer Gesandtschaftsberichte ergibt ein aufschlußreiches Bild der Beziehungen zwischen den beiden Staaten, die im ganzen normal blieben, doch in der Zeit des Burenkrieges und in den spannungsgeladenen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg mancher Belastung ausgesetzt waren. Als England nach 1900 aus der «splen-

did isolation» heraustrat, wuchs auch die Bedeutung der Gesandtschaft in Bern. Wichtige und leider nicht immer zuverlässige Berichte nach London lieferten vor 1914 der Militärattaché in Bern, der nicht wenige Fehlurteile abgab, und der Generalkonsul Heinrich Angst in Zürich, der Direktor des Landesmuseums. Ihre subjektiven Berichte waren schuld an einem latenten Mißtrauen der Engländer gegenüber der Schweiz in den Jahren vor 1914. — St. Gallen darf einem schönen wissenschaftlichen Unternehmen entgegensehen. Zwei Lehrer der Kantonsschule haben sich zusammengefunden, um die *Kirchen- und Schulgeschichte der Stadt St. Gallen* von Vadians Tod bis zur Gegenwart zu bearbeiten. Vier Bände sind vorgesehen; der zweite, der die Zeit von 1630 bis 1750 umfaßt, liegt vor[44]. *Hans Martin Stückelberger* stellt darin die Verhältnisse in Kirche und Schule lebendig dar. Die kirchliche Orthodoxie, der Pietismus und die beginnende Aufklärung geben dieser Periode den geistesgeschichtlichen Hintergrund, doch wird nicht bloß das verzeichnet, was auf religiösem und pädagogischem Gebiet getan wurde, sondern auch vieles aus andern Bereichen herangezogen, aus dem wirtschaftlichen und militärischen, aus dem Rechtsleben, aus Musik und Literatur. Die enge Verbindung des geistigen Lebens zu seiner materiellen Grundlage, wie sie in der Stadt mit ihrer aufgeschlossenen Kaufmannsschicht zeitweilig vorhanden war, tritt gebührend hervor. Trotz der Fülle kulturgeschichtlicher Einzelheiten geht die große Linie in der neuen St.-Galler Schul- und Kirchengeschichte nicht verloren, was viel heißt. — Zum Abschluß unseres viel zu befrachteten Berichtes sei wieder einmal auf die uns regelmäßig zukommende *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* hingewiesen[45]. Wir finden in den letzten Nummern neben vielen Beiträgen zur bernischen Lokalgeschichte einige von allgemeinerem Interesse, so etwa die Porträtskizze von *Kurt Guggisberg: Sigmund Bitzius, der Vater Jeremias Gotthelfs* (Jahrgang 1960, Heft 2), den Aufsatz von *Richard Feller* über *Die historische Entwicklung der Genossenschaft in der Schweiz* (1962, 1) und einen Vortrag von *M. F. Schafroth* über *Die Schweizergarde des Herzogs von Modena 1740—1749* (1963, 1). Erstaunlich, diese Fülle in den heimatkundlichen Schriften der Schweiz!

Beendet Mitte April 1963.

Albert Schoop

[29] Anne-Joseph de Rivaz: Mémoires historiques sur le Valais (1798—1834), publié par André Donnet. Librairie Payot, Lausanne 1961. Tome I—III. [30] Quellen zur Schweizergeschichte. Neue Folge Abt. IV Handbücher Band VII 1956 v. 1958. [31] Leo Weisz: Persönlichkeit und Zeitung. Band I: Die Redaktoren der Neuen Zürcher Zeitung bis zur Gründung des Bundesstaates 1780—1848. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1961. Band II: Die Neue Zürcher Zeitung im Kampfe der Liberalen mit den Radikalen, 1849—1872. Zürich 1962. [32] André Lasserre: Henri Druey. Fondateur du radicalisme vaudois et homme d'Etat suisse 1799—1855. Imprimerie centrale Lausanne S.A., 1960. [33] Marcel Du Pacquier: Edgar Quinet en Suisse. Douze années d'exil (1858—1870). Editions de la Baconnière Neuchâtel 1959., [34] H. Büttner: Staufer und Zähringer im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Genfersee während des 12. Jahrhunderts. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 40, Heft 3. Druck: Leemann AG., Zürich 1961. [35] Ferdinand Elsener: Notare und Stadtschreiber. Zur Geschichte des schweizerischen Notariats. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1962. [36] Walter Müller: Freie und leibeigene St.-Galler Gotteshausleute vom Spätmittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Verlag der Fehrschen Buchhandlung, St. Gallen 1961. [37] Pascal Ladner: Das St.-Albankloster in Basel und die burgundische Tradition in der Cluniazenserprovinz Alemannia. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 80. Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1960. [38] Marc Sieber: Die Universität Basel und die Eidgenossenschaft 1460 bis 1529. Eidgenössische Studenten in Basel. Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, Band X. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1960. [39] Die Helveti-

sche Gesellschaft 1761—1848. Atlantis-Verlag, Zürich 1961. [40] Dr. Annemarie Schmid: Kasimir Pfyffer und das Bürgerliche Gesetzbuch für den Kanton Luzern (1831 bis 1839). Abhandlungen zum schweizerischen Recht, neue Folge, Heft 342. Verlag Stämpfli & Cie., Bern 1960. [41] E. F. J. Müller-Büchi: Die alte «Schwyzer-Zeitung» 1848 bis 1866. Segesser-Studien, Heft 1. Universitätsverlag, Freiburg Schweiz 1962. [42] Dr. Gregor Beuret: Die katholisch-soziale Bewegung in der Schweiz 1848—1919. Verlag P. G. Keller, Winterthur 1959. [43] Othmar Uhl: Die diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen Großbritannien und der Schweiz in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg (1890—1914). Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft. Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1961. [44] Kirchen- und Schulgeschichte der Stadt St. Gallen von Vadians Tod bis zur Gegenwart, zweiter Band 1630—1750, bearbeitet von Hans Martin Stückelberger. Tschudy-Verlag, St. Gallen 1962. [45] Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1960 bis 1962. Verlag Paul Haupt, Bern.

Die große Gefahr wie für den einzelnen Menschen, so auch für ein Volk, ist die Untreue gegen sich selbst, das Vergessen oder gar Verleugnen dessen, was sein tiefstes Wesen ausmacht. Gerade dann, wenn die Welt sich um uns wandelt, dann, wenn die Notwendigkeit starker Wandlungen auch für uns möglich erscheint, müssen wir uns auf unser besonderes Wesen und dessen tiefsten Sinn besinnen, damit, wenn wir uns wandeln müssen, wir uns nicht aufgeben.

Es ist ein Hochgefühl und eine Voraussetzung der Kraftentfaltung, wenn ein Volk sich in seiner Wesensart, in seinem Denken und seinen Einrichtungen sicher weiß. Es gab Zeiten, wo das Schweizervolk seiner Art froher und gewisser war, als heute. Aber zu großes Sicherheitsgefühl kann auch gefährlich sein, denn gerade bei uns schlägt es leicht in Selbstgefälligkeit und damit in Verblendung um. Die Unsicherheit, die sich heute fühlbar macht, läßt uns die Gefahr wittern, die uns droht. Und diese Gefahr schafft uns wieder Sicherheit, weil wir dann wissen, daß es gilt, gewappnet zu sein.

Max Huber